Der Gerichtsthurm.

Kriminal-Erzählung von L. Gothe.

(Fortsetzung.)

„Das ist doch ein Trost. Ich habe mich immer zu Tode geängstigt, bis Sie glücklich zurück waren. Wenn doch wenigstens die Frau Rathsherrin darum wüßte —"

„Die gütige Mama würde aus Besorgniß für mich mein Thun verbieten, und ihrem ausdrücklichen Verbote könte ich nimmer zuwiderhandeln. Bald werde ich ihr und dem Papa Alles entdecken dürfen. Sie werden mich schelten, mir dann aber um des guten Zweckes willen verzeihen, und Dir, gute Christine, keinen Vorwurf wegen Deines Schweigens und Deiner Beihülfe machen."

„Daß Sie einen Zweck haben, versteht sich bei Ihnen von selbst, Fräuleinchen, und Sie gehen gewiß auch an keinen bösen Ort. Wenn's denn durchaus noch einmal sein muß, so werde ich zusehen, wie ich den Friedrich fortschaffe, damit Der Ihr Gehen nicht hört. Es ist dabei nur noch gut, daß es heute nicht so spät geschieht, wie das letzte Mal, wo freilich das arge Wetter daran schuld war, oder eigentlich das schöne, das noch spät in der Nacht wurde, so daß Sie doch noch fort mußten. Und es ist noch weiter gut, daß es nach dem Regen und Schnee am Nachmittag tüchtig gefroren hat und noch jetzt friert, daß Sie nicht wieder in den tiefen Schmutz treten müssen, wie damals, wo der Friedrich gewiß seine Noth mit Ihren Stiefelchen hatte. Und zuletzt ist es noch gut, daß Sie nicht wie damals wegen des hellen Mondscheins den einsamen Weg hinter dem Garten gehen können, und daß die Herrschaft heute erst nach Mitternacht vom Schlosse kommt, wo Sie doch hoffentlich längst wieder zu Hause sind. Das Alles ist mir eine kleine Beruhigung."

„Ich fürchte, Christine, Dein Sohn hat meinen letzten Ausgang wahrgenommen."

„Der Friedrich? Wie sollte er es denn! Höchstens hätt' er durch das Aussehen Ihrer Ausgehe-Stiefelchen am Sonntag-Morgen darauf vermuthen können. Ich selber hätt' sie putzen können; aber da hätt' die Frau Rathsherrin dazu kommen können, und hätte sich gewundert und mich ausgefragt. Nein; der Friedrich hat sich nichts dabei gedacht; sonst hätt' er gewiß gefragt oder etwas gesagt."

„Wenn meine Befürchtung gegründet ist, so hat Dein Sohn sich durch sein Verhalten seit jenem Tage ein neues Anrecht auf meine Dankbarkeit erworben."

„Da wir von Ihren Ausgehe-Stiefelchen gesprochen, Fräuleinchen, so fällt mir noch rechtzeitig ein, daß der Friedrich jetzt jeden Abend das Schuhwerk, welches geputzt werden muß, in seine Behausung trägt, und es am Morgen erst wieder mitbringt. Er sagt, daß er jetzt erst immer sehr spät Zeit zum Putzen hat, daß es hier im Hause stören würde; aber es wird ihm wohl nur darum zu thun sein, bei seiner Frau zu bleiben. Da muß ich ihm sagen, daß er Ihre Stiefelchen gleich herüberholt, damit sie hier sind, wenn sie gebraucht werden."

„Unterlaß es, Christine. Eine solche Forderung müßte Deinem Sohne auffallen. Ich werde mich ohne jene Stiefelchen behelfen."

„Sie wollten in der kalten Nacht in dünnen Schuhen ausgehen? Nein, Fräulein; das leide ich nimmermehr! Ich könnt' es nicht verantworten, wenn ich zuließe, daß Sie sich eine wirkliche Krankheit zuzögen; jetzt sind Sie, Gott sei Dank, noch gesund. Und der Friedrich? Was geht es Den an, daß Sie Ihre Stiefelchen verlangen? Und wenn er wirklich fragt, so weiß ich schon, was ich ihm sagen muß, damit er Nichts merkt."

Da Johanna schwieg, so begab sich die gute Alte in das Zimmer hinab, wo sich ihr Sohn befand.

„Hast Du die Ausgehe-Stiefelchen unseres Fräuleins wieder in Deine Behausung getragen, Friedrich?"

„Ja, Mütterchen. Was ist damit?"

„So hole sie, denn sie werden gebraucht."

„Heute noch, Mütterchen?" — Friedrich wurde aufmerksam.

„Jetzt gleich. Unser Fräulein braucht sie morgen in der Frühe; und ich muß heute noch neue Schnürbänder einziehen, da die alten nicht mehr taugen... Nun, auf was besinnst Du Dich da erst?"

„Ich habe nicht bemerkt, Mütterchen, daß die Schnürbänder in Fräuleins Ausgehen-Stiefelchen, die ich doch täglich unter den Hände gehabt, unbrauchbar sind."

„Das verstehst Du nicht; ich muß es besser wissen."

„Aber die Stiefelchen werden noch nicht trocken sein von dem Regen und Schnee am heutigen Nachmittag; und dann müssen sie auch erst gereinigt werden. Morgen in der Frühe —"

„Da hab' ich keine Zeit. Sie werden schon trocken sein. Putze sie gleich, oder lasse sie von dem Karl putzen, oder bringe sie, wie sie sind. Ich werde das Uebrige schon machen."

„Gieb mir nur die neuen Schnürbänder, Mütterchen; ich kann sie ja noch einziehen, wenn die Herrschaft zurückgekehrt ist. Warum soll ich um einer solchen Kleinigkeit willen dieses Haus verlassen, dessen Bewachung mir aufgetragen ist."

„Bewachung! Wir brauchen keine Bewachung! Das war nur so eine Idee von der ängstlichen Frau Rathsherrin. Gehe jetzt und hole die Stiefelchen. Oder soll ich gehen?"

„Nein, Mütterchen; da Du es durchaus verlangst, so muß ich gehorchen. Aber es wird ein wenig lange dauern, da ich sie erst reinigen muß."

„Du wirst doch keine Stunde dazu brauchen. Wenn ich sie nur um neun Uhr habe."

Friedrich ging, und seine Mutter kehrte zu ihrer jungen Herrin zurück.

„Der Mensch scheint wirklich einen Verdacht zu haben," sprach die Letztere unterwegs bei sich selbst. „Aber die Wahrheit soll er doch nicht erfahren; es ist so besser.... Gott sei's gedankt, daß es heute das letzte Mal ist! Wenn der Herr Justitiar von den nächtlichen Ausgängen seiner Cousine eine Ahnung hätte —"

Das Gespräch blieb nach Christinens Rückkehr einsilbig, wie zuvor. Die gute Alte blickte häufig auf die Uhr. — „Was thut nur der Mensch so lange drüben!" sprach sie dann zu sich selber. Es hatte bereits Neun geschlagen, als leise an die Thür gepocht wird.

„Es ist nur der Friedrich, Fräuleinchen, der Ihre Stiefelchen bringt.... Stelle sie auf den Corridor hin, Friedrich!"

„Ja, Mütterchen; aber ich möchte Dich um etwas bitten für meine Frau, wenn das Fräulein es erlaubt."

„Laß Deinen Sohn eintreten, Christine."

Friedrich ward gerufen und trat grüßend in das Zimmer.

„Wie ergeht es Deiner lieben Frau?

„Besten Dank für die gütige Nachfrage, Fräulein! Sie könnte sich wohler befinden."

„Es ist doch keine Ursache zur Besorgniß vorhanden?"

„Ich hoffe, nein. Aber ich möchte mein Mütterchen, oder vielmehr Sie, Fräulein, um eine Handvoll Kamillen-Thee für die Nacht bitten; wir haben den letzten verbraucht, und die Verkäufer werden heute ihre Läden schon geschlossen haben."

„Kannst ja bekommen, Friedrich. Und Du sollst dann in Deiner Behausung bleiben. Einer Frau ist immer wohler, wenn der Mann bei ihr ist. Hier wirst Du doch auf keinen Fall mehr gebraucht, und unser Fräulein wird Dein Weggehen bei der Frau Rathsherrin verantworten. Nicht wahr, Fräuleinchen?"

„Gewiß, Friedrich, Du thätest besser, in Deiner Behausung zu bleiben. Die liebe Mama wird Dir unter solchen Umständen keine Vorwürfe machen; und was mich betrifft, so siehst Du wohl, daß ich Deines Beistandes nicht bedürfen werde."

„So nehme ich Ihre Erlaubniß gern an, Fräuleinchen. Ich wünsche Ihnen eine recht gute Nacht!"

Christine ging mit ihrem Sohne, um ihm den erbetenen Thee einzuhändigen.

„Hier Friedrich; mög' es gut bekommen! Sorge nicht um uns. Das Haus ist gut verwahrt, und wir gehen bald zur Ruhe."

„Ich auch, Mütterchen, wenn es das Befinden meines guten Weibchens gestattet."

Mutter und Sohn trennten sich nach herzlichem Kusse.

Christine nahm Johanna's Stiefelchen vom Corridor. — „Den Friedrich sind wir nun glücklich los, Fräuleinchen. Aber ich muß nun wirklich neue Schnürbänder einziehen; sonst fragt er morgen Abend danach."

Die einsilbige Unterhaltung in Johanna's Zimmer ward durch manche längere Pause gänzlich unterbrochen. Endlich sagte Christine, nachdem sie wieder auf die Uhr gesehen:

„Es ist dreiviertel auf Zehn, Fräuleinchen.... Wenn Sie denn doch noch fort müssen —"

Johanna erhob sich, legte ihre Arbeit aus der Hand und trat an einen Schrank. — „Leuchte mir, gute Christine." — Sie nahm einen dunklen Mantel und ein ebensolches Tuch aus dem Schranke.

„Setzen Sie sich nur erst wieder, Fräuleinchen, damit ich Ihnen die Stiefelchen anziehen kann."

Es geschah. — Johanna hüllte sich in Mantel und Tuch, welches letztere auch ihren Kopf bedeckte. — Christine reichte ihr die Handschuhe.

„Gehe hinaus, gute Christine, und forsche, ob im Garten Niemand in der Nähe des Hauses ist. Horche auch ein wenig in die Alleen hinein."

„Aber wer sollte denn da sein, Fräuleinchen?"

„Willst Du mir diese Liebe erzeigen, gute Christine?"

„O warum denn nicht, Fräuleinchen; ich gehe schon."

Nach Christinens Entfernung begab sich Johanna ohne Licht in das Zimmer des Rathsherrn, auf dem Wege einen Korb mit sich nehmend. Dort nahm sie aus einem Schranke eine Pistole und untersuchte den Lauf der Waffe mit dem Ladestocke, und auch das Schloß. — „So viel ich davon verstehe, ist sie geladen; und auch das Zündhütchen befindet sich an seiner Stelle. Gott möge meine Hand stärken und mein Auge schärfen, damit ich das Ziel nicht fehle, wenn es zum Aeußersten kommt!" — Sie legte die Pistole in den Korb, bedeckte die erstere, in ihrem Zimmer angelangt, mit einer Schürze und hüllte den letzteren in ein schwarzes Tuch.

Christine kehrte zurück. — „Ich bin bis zu Friedrich's Behausung gegangen, Fräuleinchen. Im Garten ist nur der Hektor, und bei Friedrich ist Alles still und finster; da schlafen sie schon."

„Ich danke Dir, gute Christine!.... So laß mich denn gehen."

„Aber, was haben Sie denn in dem Korbe, Fräuleinchen?"

„Etwas, dessen ich bei meinem Vorhaben bedarf."

Christine begleitete ihre junge Herrin bis zur Hausthür, welche sie öffnete. — „Auf der Straße ist auch Niemand mehr zu sehen. Der liebe Gott möge Sie beschützen, Fräulein, und gesund wiederkommen lassen. Ich bleibe wach und gebe auf Ihr Kommen acht."

Es war Neumond. Der Himmel war sternenhell, so daß man auf der von Laternen allerdings nur spärlich erleuchteten Straße die Gegenstände in mäßiger Entfernung erkennen konnte.

Eiligen Schrittes wandte Johanna sich dem Seethore zu. Noch außerhalb desselben blieb sie stehen und schaute nach allen Richtungen um sich. Kein Mensch war auf der Straße zu sehen oder zu hören. Darauf schlug sie den Weg durch die Anlagen ein, der eben nur zu erkennen war, und wandte sich dann dem alten Begräbnißplatze zu. An dessen Eingange hielt sie abermals inne und lauschte. Auch hier ließ sich kein menschliches Wesen vernehmen. Ueber die Gebüsche der Anlagen ragte das dunkle Gemäuer des Gerichtsthurmes empor; kein Lichtschimmer zeigte sich an seinen Fenstern. Von der Stadtkirche hallten zehn Glockenschläge herüber. Zögernden Schrittes, doch muthig einen Anfall von Schauer überwindend, betrat Johanna die Ruhestätte früherer Generationen; die Dunkelheit gebot ihr Vorsicht, um nicht gegen Leichensteine und Grabkreuze zu stoßen oder den Mantel von dem Gezweige zerreißen zu lassen. Bald stand sie vor der alten Kapelle. Sie schöpfte tief Athem, blickte einige Sekunden lang zum Sternenhimmel empor, stieg dann entschlossen die Stufen hinan, öffnete die Thür und trat ein, die letztere hinter sich wieder schließend.

In der Kapelle herrschte die tiefste Dunkelheit; die schmalen Fensteröffnungen gewährten nur so viel Licht, daß man dieselben eben gewahren konnte.

Johanna wandte sich der hölzernen Treppe zu, ließ sich auf eine der unteren Stufen derselben nieder, und stellte den Korb vor sich zu ihren Füßen. Es war so still hier, daß sie das Knistern des Bohrwurmes in dem Holzwerk der alten Treppe zu hören glaubte; deutlich vernahm sie das Pochen des eigenen Herzens. Ein Frösteln überkam sie; fester zog sie den Mantel um sich.

Plötzlich ward ein unbestimmtes Geräusch hörbar, welches aus dem Fußboden hervorzudringen schien. — Johanna erschrak nicht; ruhig verharrte sie auf ihrem Platze.

Das Geräusch verstummte wieder. Nach kurzer Zeit aber ließ sich ein Geräusch vernehmen, aus knarrenden und rasselnden Tönen zusammengesetzt, welches offenbar unter den Altarstufen stattfand. — Auch dabei blieb Johanna bewegungslos.

Es ward abermals still; doch nur auf wenige Sekunden. Ein kurzer Schall erfolgte, als wenn ein schwerer und fester Gegenstand heftig gegen Erdreich schlägt. Dumpfige Luft zog durch den Raum. Matter Lichtschimmer stieg empor aus der Oeffnung, welche sich durch das Niederklappen der scheinbar von den Altarstufen getragenen, jetzt nur noch auf einer Seite befestigten Steinplatte gebildet hatte.

Jetzt erhob sich Johanna und wandte den Blick der plötzlich entstandenen Oeffnung zu.

Aus der letzteren wand sich mühsam ein Mann empor. Als er jedoch erst ein Knie auf eine der oberen Stufen gesetzt, schwang er sich mit großer Gewandtheit vollends aus der Oeffnung. Der Lichtschein von unten ließ eine hochgewachsene, wohlgebildete Gestalt erkennen.

Johanna kannte den Mann, obgleich dessen Gesicht, wie das ihrige, im Dunkel blieb.

Es war Theodor Werner.

Höflich verbeugte er sich gegen Jene, die den Gruß unerwidert ließ.

Der aus der Oeffnung kommende matte Lichtschimmer vermochte nicht bis zur Höhe der Fenster zu dringen.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein, daß ich Sie wieder hierher bemüht; die Umstände müssen mir zur Entschuldigung gereichen." — So begann Werner mit gedämpfter Stimme. „Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre heutige Pünktlichkeit. Doch haben Sie dieselbe nicht bewährt hinsichtlich des Briefes, den ich Ihnen bei unserer letzten Zusammenkunft an diesem Orte diktirte, wenigstens habe ich dessen Wirkung auf Ihren Herrn Cousin, den Justitiar, noch nicht wahrnehmen können. Deshalb beschied ich Sie heute wieder hierher. Sie haben den Brief mit verstellter Handschrift abgeschrieben und ihn auf dem von mir angegebenen Wege an seine Bestimmung gelangen lassen?"

„Nein, mein Herr," erwiderte Johanna, zwar ebenfalls mit gedämpfter Stimme, aber in festem Tone. „Ich schrieb, was Sie diktirten, weil ich mich in Ihrer Gewalt befand; aber ich verbrannte das Papier sogleich, als ich mein Zimmer erreicht hatte."

„Ha, Sie wähnen, mir jetzt trotzen zu können?! Sind Sie nicht auch in diesem Augenblicke in meiner Gewalt?! Kann ich Sie nicht physisch hier zur Stelle oder moralisch schon morgen vernichten, wenn es mir gefällt?!"

Mit zwei schnellen Sprüngen war Theodor zwischen Johanna und die Thür gelangt, so daß er ihr den Ausgang aus der Kapelle versperrte, da die Fenster zu hoch waren, um ihr das Entkommen durch eines derselben zu gestatten.

„Was hindert mich jetzt, Sie dort in den unterirdischen Gang hinab zu schleudern, wo außer mir kein Lebender Ihr Angstgeschrei, Ihr Todesröcheln vernimmt, und wo man vielleicht erst nach Jahrhunderten Ihre vermoderten Gebeine auffinden wird. Wer kann Sie hier schützen?"

Johanna war bis zur Holztreppe zurückgewichen und stützte sich auf einen noch vorhandenen Theil des Geländers. Das alte Holzwerk knarrte und erzitterte, als wollte es zusammenbrechen, Johanna achtete dessen nicht.

„Wer mich schützen kann?" nahm sie das Wort. „Ich würde antworten: Gott, wenn Sie an ihn glaubten. Doch giebt es etwas Anderes, was Sie fürchten: Ihr eigenes Verderben. Man wird in meinen Papieren nach einer Aufklärung über mein Verschwinden suchen, und Angaben finden, die Ihre Geheimnisse aufdecken —"

„Ah, Sie sind vorsichtig, mein Fräulein!" unterbrach sie Theodor in spöttischem Tone. „Nun, ich verarge Ihnen das nicht. Ich will Ihnen auch bekennen, daß es mit der Androhung Ihrer physischen Vernichtung durchaus nicht ernstlich gemeint war. Ich brauche Ihre Beihülfe, und diese können Sie mir nur lebend gewähren. Voller Ernst aber ist es mir mit Ihrer moralischen Vernichtung, wenn Sie mir zu trotzen wagen. Sie wissen, daß ich für meine Behauptung gegen Sie einen Beweis liefern kann —"

„Schweigen Sie, Nichtswürdiger!" unterbrach ihn jetzt Johanna. „Auch diese Drohung vermag keinen Eindruck mehr auf mich hervorzubringen. Ich habe sie abgeworfen, die falsche Scheu, die mich Monate lang vor Ihrer frechen Drohung erzittern ließ; niemals werde ich mich Ihrer perfiden Gewalt beugen, wie Ihre unglückliche Schwester!"

„Ist dem wirklich so, meine Verehrte, besitzen Sie in der That solchen Muth, dann bitte ich mir zu sagen, warum Sie meinem heutigen Rufe gehorsam folgten, anstatt mit Ihrem Galan, meinem Herrn Inquirenten, auf dem Balle des Reichsgrafen zu tanzen?"

„Sie sollen es erfahren. Damit Sie aber nicht im Zweifel bleiben, wie sehr es mir ernst ist mit dem Zwecke meines Kommen, müssen Sie hören, was ich zuvor zu sagen habe."

„Wohlan, die Zeit drängt heute eben nicht. Der alte Melzer hat mir bereits die Nachtvisite abgestattet, und mein Inquirent vergnügt sich bis nach Mitternacht auf dem Feste Seiner Erlaucht. So opfere ich Ihnen denn gern einige sonst kostbare Minuten, mein Fräulein. Ich werde ein aufmerksamer Zuhörer sein."

Johanna bedurfte nur den geringen Bruchtheil einer Minute, um in völliger Sammlung sprechen zu können.

„Ihre Schwester war meine Schulgenossin," begann sie. „Wir lebten jedoch zu jener Zeit wie auch mehrere Jahre nachher neben einander hin, ohne uns gegenseitig etwas Anderes zu sein, als Bekannte in dem gebräuchlichen Sinne dieses Wortes. Elisabeth's ganzes Herz hing an ihrer Mutter. Der Vater hatte sie nie geliebt, hatte sie verstoßen und mit dem Bruder konnte sie nimmer sympathisiren. Der Tod der Mutter vereinsamte sie und schuf eine trübe Oede in ihrem Herzen. Die Leute, denen sie ihre Dienste widmete, sahen in ihr nur den Miethling. Da führte das Geschick, oder der Zufall, wie Sie sagen würden, mich nach längerem Entferntsein wieder in ihren Weg; ich versuchte und es gelang mir, die Oede ihres Herzens, wenn auch nicht völlig auszufüllen, so doch weniger trübselig zu machen, indem ich ihr schwesterliche Freundschaft widmete. Sie dankte mir durch rührende Anhänglichkeit. Unser gegenseitiges Vertrauen kannte keine Grenze. Dieses unser Verhältniß gab Ihnen, mein Herr, Veranlassung und Gelegenheit, sich mir zu nähern. Ihre Schwester warnte mich vor Ihnen, aber es hätte deren Warnung nicht bedurft, um Ihrer Bewerbung um meine Hand keine Folge zu geben."

„Aber, meine Verehrte, ich erlaube mir die Bemerkung, daß Sie mir da gar nichts Neues erzählen," unterbrach Theodor. „Ich weiß auch, welchem Umstande ich die Zurückweisung meiner durchaus aufrichtigen Bewerbung zuzuschreiben habe. Mögen Sie es auch leugnen: ich weiß jetzt, was mir damals freilich noch unbekannt war, daß Ihr Herz schon seit früherer Jugendzeit Ihrem Vetter, dem jetzigen Justitiar, angehört, und daß Sie ihm eine Treue bewahren, deren er nicht würdig ist, da er es nicht der Mühe für werth erachtet —"

„Halten Sie inne!" sprach Johanna im erhobenen Tone. „Erdreisten Sie sich nicht, einen edlen Mann zu lästern und zu verläumden! Doch er steht zu hoch für Leute von Ihrer Art, als daß deren Giftstachel bis an ihn heranreichen könnte. ... Nein, ich leugne nicht, daß mein Herz ihm gehört, seit ich der Kindheit entwachsen; es erfüllt mich mit Stolz, daß mein Herz eine so würdige Wahl getroffen; und ob das seine jemals in gleicher Empfindung schlagen wird, oder nicht, das meinige bleibt ihm ewig unveränderlich!"

„Mein Fräulein, ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Ihnen das morsche Holzwerk dieser alten Treppe keine sichere Stütze bietet; ich fürchte eben dessen Zusammenbrechen. Dann aber ertheile ich Ihnen die Versicherung, daß Sie durch aus keine Veranlassung haben, sich zu alteriren. Ich dachte nicht daran, meinen Herrn Inquirenten zu schmähen. Vielleicht habe ich mich eines unpassenden Ausdrucks bedient; hätten Sie mich jedoch meine Rede vollenden lassen, so würden Sie sich überzeugt haben, daß mir jene Absicht fern lag.... Aber die Zeit verrinnt; und Sie sind wohl nicht gekommen, um mich solche Herzensergießungen anhören zu lassen, die jedenfalls den Herrn Justitiar im höchsten Grade interessiren würden, für mich aber mindestens gleichgiltig sind."

„Es ist wahr: ich beging ein Unrecht gegen ihn und mich, daß ich mich von meiner Empörung hinreißen ließ, die heiligsten Empfindungen meines Herzens einem Zuhörer preiszugeben, dem jedes Verständniß fehlt. Ich danke Ihnen für die Erinnerung, und werde mich der Kürze befleißigen."

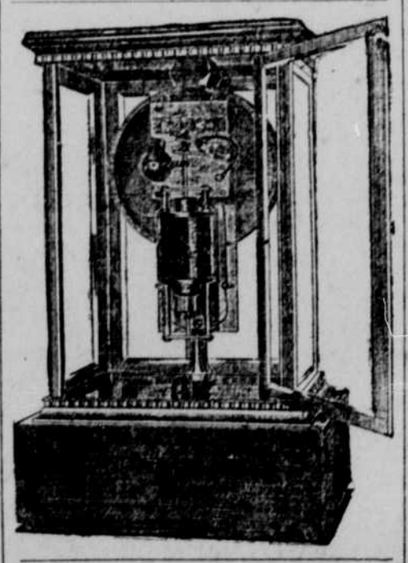
„Sie würden damit meinem Wunsche entsprechen."

„Ich ahnte, daß ich durch die Abweisung Ihrer Bewerbung einen unversöhnlichen Feind erworben," fuhr Johanna fort. „Bald sollte mir die Richtigkeit dieser Ahnung dargethan werden. Durch eine ebenso perfide wie abscheuliche Handlungsweise, bei welcher Sie auf meine und Elisabeth's mädchenhafte Scheu vor gewissen Dingen und unsere Unerfahrenheit in denselben rechneten, verschafften Sie sich eine teuflische, dämonische Gewalt über uns; Ihre leiseste Drohung ließ uns erzittern, — ließ Elisabeth für mich erzittern. Doch Sie schienen Großmuth üben zu wollen, — Großmuth nach Ihren Begriffen; ich athmete wieder auf und wußte auch die Freundin zu beruhigen. Der Freund meiner Kindheit, das Ideal und Idol meines sich selbst bewußt gewordenen Herzens, kam, um hier dem Rechte und der Gerechtigkeit zu dienen."

(Fortsetzung folgt. 11.)

Fortschritte der Uhrmacherkunst.

In den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts hat die Elektrizität auf gar vielen Gebieten Anwendung gefunden, die bedeutendsten Veränderungen scheint sie jedoch auf dem Gebiete der Uhrmacherkunst hervorzurufen. Bis zum gegenwärtigen Jahre wurden Uhren nach gleicher Methode hergestellt, wie vor hundert Jahren. Selbst die Uhren in der Office und in der Fabrik, die durch Drähte des W. U. Telegraph regulirt werden, gehen mittelst Feder und Pendel und werden regelmäßig aufgezogen. Eine gänzliche Ausnahme der sich jetzt im Markte befindlichen Uhren macht nur die En Holm-Uhr. Ihr Erfinder und Patentinhaber ist Oscar A. En Holm, und ihre Herstellung geschieht in der Comercial Electric Time Co., New York (Broadway 120; Präsident: Homer W. Hedge).



Wie aus beigefügter Zeichnung hervorgeht, vertritt Elektrizität die Triebkraft an Stelle der üblichen Feder. Im Fuße der Uhr (nicht sichtbar) sind zwei Batterien, deren Stärke 10 Ampere-Stunden beträgt. An Stelle der Feder, und durch die Mitte eines Elektromagneten oder Solenoid gehend, befindet sich eine Armatur in Gestalt eines Stabs, der aus magnetischem Material zusammengesetzt ist. Die Armatur hängt an einem Hebel, der mit dem Zahnradgetriebe in Verbindung steht. Wird das Uhrwerk in Gang gesetzt, so sinkt es durch das eigene Gewicht nieder vom höchsten Punkt der Armatur, und drückt dadurch gleichzeitig den Hebel herab, der, um gleichförmige Triebkraft zu sichern, gleitende Bewegung macht, und dadurch die Triebkraft eines regulären Uhrwerks erzeugt.

Der Stromkreis der Solenoid-Rolle ist komplet durch den Regulirapparat, über und rechts von der Armatur sichtbar. Er besteht aus einem auf einem Zapfen ruhenden Glasgefäß und bewegt sich durch das Gewicht der Armatur, an dem einem Ende, wo die beiden Drähte nicht verbunden sind. In dem Gefäß ist etwas Quecksilber. In gewöhnlicher Stellung sind die Drähte oben und das Quecksilber unten. Erreicht die Armatur beim Fallen den niedrigsten Punkt, so berührt sie das Gefäß (das mit ihr verbunden), bis das Ende mit den beiden Drähten das untere ist. Das Quecksilber schließt den Stromkreis, der Elektromagnet hebt die Armatur zur Originalhöhe, und das Gefäß erhält wieder seine aufrechte Stellung, dadurch den Stromkreis ausschaltend. Durch eine andere sinnreiche Vorrichtung wird die Triebkraft der Armatur, wenn sie steigt, nicht außer Thätigkeit gesetzt. Am Mechanismus ist nichts abzunützen, da die Reibung auf ein Minimum beschränkt ist.

Das Gewicht braucht zum Fall etwas über fünf Minuten, gehoben wird es mittelst Elektrizität in einer Drittel Sekunde. Die Kapazität der Batterien, wie bereits erwähnt, ist 10 Ampere-Stunden oder 36,000,000 Millampere-Sekunden. Alle 5⅔ Minuten braucht die Uhr für eine Drittel Sekunde 350 Millampere-Sekunden. Da die Elektrizität nur eine Drittel Sekunde, die Zeit, in der die Armatur steigt, nöthig hat, folgt, daß die Batterien genügend Elektrizität enthalten um die Uhr über 3000 Tage im Gange zu halten. Die Fabrikanten garantiren jedoch nur drei Jahre.

Ein wichtiger Punkt ist noch zu Gunsten dieser Uhr, sie braucht weder Pendel noch Feder, mit ihr schwindet die Nothwendigkeit einer perfekt wagrechten Basis und sie dient zur Feststellung der korrekten Zeit. Dabei kostet die Uhr nicht mehr als eine Uhr mit Federbetrieb.

Die älteste Weltsprache.

Es ist bekannt, daß zahlreiche Menschenfreunde, von dem Wunsche beseelt, eine allgemeine Völkerverbrüderung herbeizuführen, eine Weltsprache „erfinden" wollten. Von allen diesen Universalsprachen (Volapück, Esperanto u. s. w.), die bis jetzt im Keimlingszustande geblieben sind, ist, wie jetzt hervorgehoben wird, das 1818 von Francois Sudre erfundene „Solresol" die älteste. 44 Jahre lang gab sich der Erfinder die größte Mühe, diese Sprache zu verbreiten, ohne nennenswerthen Erfolg zwar, aber auch ohne sich durch Mißerfolge entmuthigen zu lassen. „Solresol" wird die Sprache genannt, weil bei und in ihr ausschließlich die bekannten sieben Silben der Musik (sol, re, mi, fa u. s. w.) zur Anwendung kommen. Diese Silben werden in der ganzen Welt in gleicher Weise ausgesprochen, keine Nation darf sich rühmen, sie allein zu besitzen, und man kennt sie selbst dort, wo man von der Tonleiter keine Ahnung hat.

Das „Solresol" hat nur einen Fehler: es wird bis jetzt noch nicht gesprochen. Aber das wird schon kommen. Die Welt wird endlich den Vorzügen einer Sprache, die alles mit sieben Silben sagt und beinahe noch schöner ist als das Chinesische, volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wenn man z. B. „simi sisol" sagt, so werden eines Tages Deutsche, Franzosen, Chinesen, Kanaken, Azteken, kurz die ganze Welt wissen, daß das „Guten Tag, mein Herr" heißt. Und will man den Gedanken ausdrücken, daß Musik, Malerei und Skulptur viel künstlerischen Geschmack erfordern, so sagt oder schreibt man (nöthigenfalls in Notenschrift) ganz einfach: „Solmisolmi, solladofa re sollamifa mifadomi fagt solrefasol soldoredo". Das einzig Unangenehme ist, daß man bei der Aussprache genau darauf achten muß, die Worte richtig zu betonen und zu trennen, da man sonst die größte Confusion herbeiführen kann.

Eine Arbeit, die nie beendet wird.

Eine der größten Brücken der Welt ist bekanntlich die über den Firth of Forth in Schottland. Um den eisernen Riesenbau vor dem Einfluß der Witterung zu schützen, muß das Eisenwerk selbstverständlich dauernd mit einem Anstrich versehen sein. Die Wochenschrift „English Mechanit" macht nun darauf aufmerksam, daß diese Arbeit an der Forth-Brücke überhaupt niemals ein Ende nimmt. Seit elf Jahren, seitdem die Brücke fertig geworden ist, wird ununterbrochen daran gemalt. Es sind an diesen Arbeiten 35 Leute beschäftigt. Sie begannen mit dem Anstrich an dem südlichen Ende der Brücke und haben Tag für Tag fortgearbeitet mit Ausnahme der Sonntage und der Tage mit ungewöhnlich stürmischer Witterung. Da die Brücke aus zwei Hauptbogen von 1680 Fuß und zwei Uferbogen von 1000 Fuß besteht, so dauerte die Arbeit volle drei Jahre, bis die Arbeiter am nördlichen Ende angelangt waren. Die Haltbarkeit der Anstrichfarbe kann aber nur auf 3 Monate veranschlagt werden. Daraus folgt, daß die Arbeiten an dem einen Ende sofort von Neuem beginnen müssen, wenn sie am anderen Ende aufgehört haben. Jetzt erhält das ungeheure Bauwerk bereits den vierten Anstrich. Um den Malern die Möglichkeit zu geben, ohne zu große Mühe zu jedem Theil des Eisenwerks der Brücke zu gelangen, hat der mit der Aufsicht der Brücke beauftragte Ingenieur ein besonderes System von Leitern und Aufzügen mit Dampfbetrieb herstellen lassen.

Virginische Damen fordern vom Gesetzgeber ihres Staates zu ihrem persönlichen Schutz den Erlaß eines Gesetzes, das die holde Weiblichkeit zum Tragen von Revolvern berechtigt. Die Damen scheinen auch ohne Revolver schon genügend „geladen" zu sein.